

«Wollen wir das den Jugendlichen zumuten?»

Wie schaffen junge Frauen und Männer nach der Schule den Einstieg in die Lehre und das Berufsleben? Soziologin Sandra Hupka hält fest: Nur die Hälfte meistert die Berufsausbildung ohne Zwischenlösungen und Warteschleifen.

Interview: Yvonne Leibundgut Foto: Marion Nitsch

Sie untersuchen seit zehn Jahren, wie Jugendliche den Sprung von der Schule in die Berufswelt schaffen. In einem Artikel habe ich gelesen, dass Ihre Untersuchung TREE «einzigartig» ist. Was ist denn einzigartig an Ihrer Forschung?

Sandra Hupka-Brunner: Das Besondere an TREE ist, dass uns neben den Schulnoten auch die PISA-Lesekompetenzen zur Verfügung stehen. Als Ausgangspunkt haben wir also am Ende der 9. Klasse eine standardisierte Leistungsmessung, die unabhängig ist von Noten und damit von der Beurteilung der Lehrpersonen. Jetzt können wir seit zehn Jahren verfolgen, was ausschlaggebend ist für den weiteren

Probleme, eine Lehrstelle zu finden. Und zwar unabhängig von den PISA-Testwerten, die sie erzielen. Diese Jugendlichen sind durch ihren Schultyp «etikettiert». Wenn ein Grossbetrieb, der hundert Bewerbungen hat, eine erste Triage macht, dann geht er oft nach dem Schultyp. Alle Sek-C-Schülerinnen und -Schüler fliegen dann schon mal raus. Auch kleine und mittlere Unternehmen nehmen häufig lieber einen B- als einen C-Schüler. Einfach, weil sie sich so sicherer fühlen, dass die Leute das packen.

Ist die Angst, dass Sek-C-Schüler in der Lehre Schwierigkeiten haben, denn berechtigt?

Gemäss Lehrstellenbarometer sagen zwar viele Firmen vor der Lehrstellenwahl, dass sie auch Jugendliche von Schultypen mit Grundanforderungen aufnehmen würden. De facto entscheiden sich dann viele aber doch anders.

Nun tun sich ja nicht nur die Jugendlichen aus der Sek C schwer, eine Lehrstelle zu finden. Immer mehr Jugendliche besuchen Brückenangebote. Funktionieren diese Angebote?

Man kann sagen, dass sie ihren Namen zu Recht tragen und die Jugendlichen dadurch zumindest nicht in einer Sackgasse landen. Vergleicht man Absolventen von Brückenangeboten mit Jugendlichen, die nach der Schule gar nichts haben, haben Erstere bessere Chancen.

Sind die Jugendlichen nach einem solchen Jahr besser aufgestellt? Gelingt es auch, Defizite etwas auszumerzen?

Das ist eine Aussage, die mich immer wahnsinnig nervt: Die Vorstellung, dass Jugendliche, die ein Brückenangebot besuchen, ein Defizit haben.

Ist das nicht so?

20 Prozent der Jugendlichen gehen nach der Schule zuerst in ein Brückenangebot. Die meisten einfach deshalb, weil sie keine Lehrstelle finden. Ob sie diesen Weg einschlagen, ist oft unabhängig von ihren schulischen Leistungen. Eine Rolle spielen jedoch das Geschlecht und die Herkunft: Signifikant mehr Frauen und Jugendliche mit einem Migrationshintergrund besuchen Brückenangebote. Und es besteht ein Zusammenhang mit der Schulstruktur.

Wie hängen die Brückenangebote mit der Schulstruktur zusammen?

«Signifikant mehr Frauen und Jugendliche mit einem Migrationshintergrund besuchen ein Brückenangebot.»

Ausbildungsverlauf: die standardisierten Leistungsmesswerte von PISA oder die Noten. Gestartet sind wir mit über 6000 Jugendlichen aus allen Regionen der Schweiz, aus allen Schultypen, mit Ausnahme der Sonderschule. Eine so umfassende Untersuchung hat es für die Schweiz noch nicht gegeben.

Im Kanton Zürich wird seit Jahrzehnten über den Sinn der Sek C diskutiert. Was zeigt Ihre Untersuchung?

Die Jugendlichen, die einen Schultyp mit Grundanforderungen besucht haben, eben eine Sek C, haben grössere

Nein. Unsere und andere Untersuchungen zeigen, dass Sek-C-Schülerinnen und -Schüler, die eine Lehrstelle gefunden haben, die Ausbildung meist normal durchlaufen wie andere Jugendliche auch. Dies gilt sogar für Jugendliche, die mit sehr schlechten Schulleistungen in die Lehre gestartet sind. Das Problem ist eher, dass diese Jugendlichen oft nicht so weit kommen, dass sie dies zeigen können.

Es gibt ein gängiges Motto: Lieber ein guter Realschüler als ein schlechter Sekschüler.



«Die Jugendlichen bemühen sich sehr, einen Ausbildungsplatz zu bekommen.»

Zur Person Sandra Hupka-Brunner ist Soziologin und Co-Leiterin des Forschungsprojektes TREE. Die Jugendlängsschnittstudie TREE (Transitionen von der Erstausbildung ins Erwerbsleben) verfolgt seit 2000 den Werdegang von über 6000 Jugendlichen, die damals die Schule verliessen. TREE untersucht individuelle Ausbildungs- und Erwerbsverläufe und fragt nach Chancen und Risiken, die eine erfolgreiche Laufbahn begünstigen oder erschweren. Die achte Befragung ist zurzeit am Laufen. TREE ist seit 2008 am Soziologischen Institut der Universität Basel angesiedelt und wird hauptsächlich vom Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (SNF) finanziert. Vorher wurde das Projekt von verschiedenen kantonalen (BE, GE, TI) und Bundesstellen sowie teilweise vom SNF finanziert bzw. getragen.

In jenen Kantonen, in denen es eine hohe Quote an Realschülerinnen und Realschülern gibt, besuchen viele Jugendliche Brückenangebote. Hier müssten sich diese Kantone fragen, ob es Sinn macht, so stark zu selektionieren, wenn die Jugendliche dann den Schritt in die Berufsausbildung nicht schaffen?

Haben Jugendliche nach diesem zusätzlichen Jahr bessere Chancen, eine Lehrstelle zu finden?

Das kommt immer darauf an, mit wem man sie vergleicht. Individuell kann es einen Effekt haben: Man ist ein Jahr älter, man hat Fachleute, die sich um einen kümmern, gegebenenfalls für einen «bürge», was gerade bei Migranten wichtig sein kann. Aber grundsätzlich haben wir bislang keine empirischen Belege dafür, dass die Jugendlichen danach bessere Chancen hätten.

Sie haben gesagt, es sind vor allem Frauen und Migranten, die in den Brückenangeboten landen. Nun sagt man doch immer, die Mädchen seien in der Schule viel besser und hätten weit bessere Abschlüsse. Weshalb finden die dann keine Lehrstelle?

Die Topschülerinnen, die Stars in den Schulen, sind heute die Mädchen. Wir haben ganz viele Mädchen, die ans Gymnasium kommen und sehr hohe Leistungen erbringen. Es gibt aber auch die andere Seite: Mädchen, die schulisch nicht gut sind und sich dann bei der Lehrstellensuche schwertun.

Ich verstehe trotzdem nicht, weshalb sie sich dann schwerer tun als die Jungs, die schulisch schwache Leistungen bringen?

Es scheint im unteren Leistungsbe- reich ein geringeres Ausbildungsangebot für Frauen zu geben: Schulumüde und/oder leistungsschwache Jungs können in zahlreiche einfache handwerkliche Berufe «ausweichen», die aber stark als Männerberufe wahrgenommen werden und für Mädchen deshalb weniger in Frage kommen.

Und bei den Jugendlichen mit Migrationshintergrund ist es der berühmte Effekt des falschen Namens?

Sicher. Es gibt einige Migrantengruppen, bei denen Lehrbetriebe grosse Vorbehalte haben, so dass selbst sehr gute Jugendliche mit «falschem» Namen keine Chance haben. Hinzu kommt, dass die soziale Herkunft im schweizerischen Bildungssystem entscheidend ►

ist und Migrantenkinder oft aus eher bescheidenen Verhältnissen stammen. Man sieht aber auch, dass viele Jugendliche mit einem Migrationshintergrund ehrgeizig sind, es schaffen wollen und die uns sagen: «Meine Eltern haben für uns auf so vieles verzichtet. Ich will das jetzt packen.»

Eine deutsche Studie hat vor Kurzem davon gesprochen, dass nicht die Jugendlichen mit Migrationshintergrund das Problem seien, sondern deren Eltern. Man sprach von sogenannten «Problemeltern».

Es gibt Eltern, vor allem wenig gebildete, die sich mit der Integration schwertun. Die Forschung zeigt, dass auch genau das Gegenteil existiert: Familien mit Migrationshintergrund, in denen der Zusammenhalt stark und die Unterstützung der Kinder seitens der Eltern gross ist. Was diesen Eltern fehlt, ist das soziale Netz: Sie haben zum Beispiel keinen ehemaligen Schulfreund, der jetzt eine Schreinerei führt und den man anfragen könnte, ob er allenfalls eine Lehrstelle frei hätte.

Oft heisst es, die Jugendlichen sollten etwas flexibler sein und nicht einfach nur ihren Wunschberuf erlernen wollen.

Wir und andere können klar zeigen, dass die Jugendlichen sich flexibel verhalten. Die Jugendlichen bemühen sich sehr, einen Ausbildungsplatz zu bekommen, und ihnen ist die Wichtigkeit des Unterfangens durchaus bewusst. Es gibt nur sehr wenige, die sich nicht um eine Ausbildung bemühen, etwa Jugendliche mit gesundheitlichen Problemen oder Teenager-Mütter. Zeigen lässt sich auch, dass Jugendliche, die irgendeinen Beruf erlernen müssen, mit dem sie nichts anfangen können, ein höheres Risiko haben, die Ausbildung abzubrechen. Die Forderung, einen längeren Arbeitsweg in Kauf zu nehmen, ist auch problematisch: Arbeitgeber wollen oft keine Jugendlichen, die über eine Stunde Weg haben, um in die Lehre zu kommen, weil sie befürchten, dass für die Jugendlichen die Belastung so gross wird, dass sie die Lehre abbrechen.

Ist das duale Berufsbildungssystem tatsächlich das Erfolgsmodell, wie immer behauptet wird?

Sie ist ein gutes Instrument, aber kein Allheilmittel. Eine Stärke ist, dass sie auch diejenigen abholt, die in der

Schule nicht ganz so toll sind. Ausserdem stellt sie ein grosses Angebot zur Verfügung. Ein Vorteil ist zudem, dass die Jugendlichen sehr früh in die Erwerbswelt einsteigen, mit allem, was dazugehört: sie übernehmen Verantwortung, werden ernst genommen. Die jungen Männer und Frauen sind überwiegend ja auch zufrieden mit ihrem Betrieb und stolz auf ihre Arbeit. Und man hat heute mit der Berufsmatur

Defizit des Systems. Gerade die, die nicht aufs Gymnasium gehen, sehen sich in einem jungen Alter einem zum Teil harten Auswahlprozedere ausgesetzt. Hier müssten die politischen Verantwortlichen sich die Fragen stellen: Wem wollen wir was zumuten?

Und wie kann das System verbessert werden?

Es gibt nicht eine Lösung, aber viele gute Ansätze, wie zum Beispiel Lehr-

«Es werden in den falschen Bereichen zu viele und in anderen Bereichen zu wenige Leute ausgebildet.»

die Möglichkeit, später auf Tertiärstufe weiterzukommen.

Als Vorteil wird auch die Markt-orientierung der dualen Berufsbildung genannt. Wir bilden aus, was wir im Markt brauchen.

Da muss ich Sie leider enttäuschen: die Realität ist eine andere. So ist zum Beispiel ein Fachkräftemangel in den verschiedensten Bereichen absehbar, denn es werden in den falschen Bereichen zu viele und in anderen Bereichen zu wenige Leute ausgebildet. Wir wissen etwa, dass die Arbeitsmarktnachfrage im gewerblich-handwerklichen Bereich stark zurückgegangen ist. Gerade dieser Bereich hat aber eine starke Ausbildungstradition und bildet heute in der angesprochenen Marktlogik zu viele Lehrlinge aus.

Gibt es noch andere Nachteile?

Die Frage ist: Wer kommt überhaupt in das System rein? Ein wirksames Instrument, die duale Berufsausbildung, ist von etwas abhängig, was mit Bildung nichts zu tun hat, nämlich von der wirtschaftlichen Lage. Wir setzen Jugendliche einem System aus, auf das sie keinen Einfluss haben mit ihren persönlichen Leistungen. Wer keine Lehrstelle bekommt, hört oft den Vorwurf: Er oder sie hätte sich mehr bemühen müssen, dabei hatte er oder sie vielleicht einfach Pech und bewirbt sich in einer konjunkturell schwierigen Lage. Wir stellen etwas anderes fest: Es ist nicht in erster Linie ein Defizit bei den Jugendlichen, sondern auch ein

stellenverbünde, in denen sich Firmen für die Ausbildung zusammenschliessen. Auch die Betriebe müssten besser unterstützt werden, gerade KMUs können sich einen grossen Aufwand oft gar nicht leisten. Ausserdem sollte man über ergänzende Angebote nachdenken, die nicht den Marktregelungen unterliegen – Beispiele für erfolgreiche berufliche Ausbildungen an Schulen gibt es ebenfalls.

Vor zehn Jahren ist die Untersuchung gestartet, stehen nun alle im Berufsleben, die nicht studiert haben?

Nein. Wir haben auch nach sieben Jahren immer noch Leute, die nicht zertifiziert und ins Berufsleben eingestiegen sind. Das ist eine überraschende Erkenntnis: Die Ausbildung dauert bei den meisten Jugendlichen weit länger als erwartet. Viele müssen in die Warteschlangen, finden nach der Ausbildung keine Arbeit oder hüpfen von Praktikum zu Praktikum. Die Standard-Biografie, dass man nach der Schule eine Lehrstelle findet und nach Abschluss der Ausbildung in das Erwerbsleben einsteigen kann, funktioniert lediglich für die Hälfte.

Wie verhält es sich beim Einstieg in das Berufsleben?

Zu dieser Frage stürzen wir uns zurzeit in die Arbeit. Um hier eine Antwort zu finden, wäre es sicher auch sinnvoll, die Befragung nochmals in fünf Jahren zu machen, wenn auch jene mit einem Studium im Berufsleben stehen, Familien gegründet haben. ○